

Ökonomie der Krisen- wahrnehmung

Wie Zuschauer auf Kriegs- und Katastrophenberichte reagieren

Die heutige Kommunikationstechnik schafft eine neue Vielfalt von Wissen und Eindrücken, die bei der Konstruktion unseres Weltbildes eine Rolle spielt. Ob Erdbeben mit ihren zahllosen Opfern, deren Schicksal wir fast zeitgleich am Fernseher verfolgen können, oder die unerklärlich grausamen und menschenverachtenden Handlungen des IS im Nahen Osten oder auch die Not der Griechen in ihrem vermutlich drohenden Staatsbankrott: Krisen und Katastrophen konkurrieren um unsere Aufmerksamkeit, unsere Hilfsbereitschaft oder unser Engagement. Aber wie viele grausame Nachrichten können wir ertragen? Und lassen uns die Medien allein, wenn wir die Fülle an negativen Nachrichten verarbeiten müssen? *tv diskurs* sprach darüber mit Dr. Jürgen Grimm, Professor am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, der seit mehr als 15 Jahren zu Wirkungen von Kriegs- und Katastrophenberichten forscht.

Ein großer Teil der Nachrichten besteht aus Berichten über Katastrophen, Unfälle, Kriege, Hungersnöte und Vertreibungen. Warum so negativ?

Der angebliche Negativismus der Medien wird immer beklagt und den Zuschauern unterstellt, sich am Negativen zu verlustieren. Aus evolutionsbiologischer Sicht ist die Attraktivität der Schreckensnachricht als ein Bestreben nach Überleben zu erklären. Dahinter steckt keine Lust am Negativen, sondern der Wunsch, das Negative zu überwinden. Wenn ich mich als Mensch oder Tier in Gefahrensituationen nicht am möglichen negativen Szenario orientiere, werde ich schnell aufgefressen. Also bringt uns eine Wahrnehmungsgesetzmäßigkeit dazu, auf Gefahren besonders zu achten. In der Mediengesellschaft zeigt sich das daran, dass Gefahrenaspekte einen erheblichen Raum innerhalb der gesamten Berichterstattung einnehmen, übrigens nicht nur in den Nachrichtenmedien, sondern auch in der Unterhaltung.

Menschen, die bei Unfällen stehen bleiben und hinschauen, werden gerne als „Gaffer“ bezeichnet. Warum wird das Hinschauen von vielen negativ bewertet?

Das hat etwas damit zu tun, wie wir auf negative Szenarien körperlich reagieren. Wir sehen z. B. einen Unfall mit Verletzten und unsere Empathie führt dazu, die Schmerzen des Opfers am eigenen Leib zu spüren. Das ist unangenehm und deshalb versucht man, das negative Gefühl loszuwerden. Wenn ich Unfallarzt bin, könnte ich versuchen, dem Verletzten einen Verband anzulegen. Dadurch wird einerseits der Anblick erträglicher, aber es wird ihm auch praktisch geholfen. Als Laie kann ich das Verfahren auch abkürzen und einfach wegschauen und den Kontakt mit Opfern, wo immer es geht, vermeiden. Im Grunde hat es etwas damit zu tun, wie wir mit Angst umgehen: Wir können uns entweder mit dem Schrecklichen konfrontieren, um informiert und gerüstet zu sein für Ereignisse, die uns selbst widerfahren. Oder wir bevorzugen die Vogel-Strauß-Variante, machen die Augen zu und lassen angstmachende Stimuli nicht an uns heran. Eine konfrontative Art der Angstbewältigung führt nun dazu, dass Menschen bei einem Unfall stehen bleiben und, wie es kritisch heißt, zum „Gaffer“ werden. Es gibt jedoch genügend Menschen, die kein Blut sehen können und deshalb in solchen Situationen die Flucht ergreifen. Moralischer sind sie deshalb nicht.

Menschen gehen also mit Katastrophen unterschiedlich um, je nach Angstbewältigungsstil. Wie wirkt sich das beim Fernsehen aus?

Zwei Drittel des Publikums sind stärker an Nachrichten über Ereignisse mit Bedrohungscharakter interessiert als am übrigen Nachrichtengeschehen. Medienpsychologen nennen solche Zuschauer Sensitizer, da sie sich offensiv mit dem Schrecklichen auseinandersetzen. Ein Drittel nimmt Katastrophenmeldungen im Rahmen der ganzen Bandbreite des Weltgeschehens zur Kenntnis, wobei sie einen Teil ihrer Schärfe verlieren. Das sind die Moderierer, bei denen sich Sensitizer und „schwache“ Represser mischen. Die „starken“ Represser vermeiden Nachrichten und Katastrophenberichte grundsätzlich. Sie gehen angstmachenden Informationen aus dem Weg. Man wird morgen operiert, ist schon im Krankenhaus, man legt klassische Musik auf und hält einen kleinen Plausch mit dem Arzt, aber ohne in die Details zu gehen. Der andere Patient will auch mit dem Doktor



sprechen, aber macht keinen Small Talk, sondern lässt sich die Operation haarklein erklären. Der erste Patient wäre ein Represser, der zweite ein Sensitizer, der mit offensivem informationsorientiertem Verhalten auf angstmachende Situationen reagiert. Das erklärt, warum es immer wieder Klagen darüber gibt, dass in der Zeitung oder im Fernsehen so viel Negatives vorkommt: Es sind die Represser, die Katastrophennachrichten einfach schwer aushalten und gegen negative Bilderfluten protestieren. Den Sensitizern helfen hingegen die Katastrophenberichte bei der Angstbewältigung. Für die Nachrichtenproduzenten ist es schwer, alle Gruppen gleichermaßen zu bedienen.

Ist es überhaupt möglich, dass Medien auf die unterschiedlichen Formen der Angstverarbeitung im Publikum angemessen reagieren?

Die meisten Menschen verfügen zumindest im Ansatz über beide Techniken der Angstbewältigung. Zuweilen wandeln sich Sensitizer zu Repressern, wenn ihnen die bedrohlichen Nachrichten dann doch zu viel werden. Auch können Represser ein gewisses Maß an Bedrohungsinformation tolerieren, wenn am Ende das Gute siegt und alle wieder glücklich sind. Die Quadratur des Kreises bei der Krisenberichterstattung ist sicherlich nicht der Kommunikationsverzicht, sondern die Wahl von Darstellungsformen, die keine Gruppe ausschließt: indem man etwa allzu Schlimmes weglässt, das notwendig Negative moderiert und, wenn möglich, mit einer Lösungsperspektive versieht.

Inwiefern tragen Medien zur Bewältigung von Krisen bei? Oder sind Medien doch eher „Trittbrettfahrer“ krisenhafter Ereignisse?

Nach der Nachrichtenwerttheorie haben Ereignisse dann eine erhöhte Chance, berichtet und vom Publikum wahrgenommen zu werden, wenn sie mehrere Nachrichtenfaktoren bündeln: z. B. Negativität, Nähe, Überraschung und Bedrohungsgrad. Wichtig ist aber auch, dass man es für notwendig und möglich hält, etwas gegen solche negativen, nahen und überraschenden Ereignisse zu tun bzw. die Wiederholung ähnlicher Ereignisse in der Zukunft zu verhindern. Insofern liegt in der Krisenberichterstattung eine gewisse praktische Rationalität. Wir sollen dadurch handlungsfähig werden, um mit Krisen umzugehen. Dem sind natürlich objektive Grenzen gesetzt – individuell und kollektiv. Daher müssen wir zugleich versuchen, unsere Emotionen den Realitäten anzupassen und dysfunktionale Gefühle wie Panikreaktionen zu kontrollieren. Dem entspricht die emotionale Rationalität der Krisenberichterstattung. Auf beiden Ebenen – der praktischen Handlungsebene und der subjektiven Gefühlsebene – können Medien zur Krisenbewältigung beitragen. Eine Garantie

für funktionale Krisenberichterstattung haben wir freilich nicht. Dort, wo eingegriffen wird, kann jederzeit auch falsch eingegriffen werden. Dort, wo Gefühle angeregt werden, kann dies missbräuchlich oder desorientierend geschehen. Im Fall der Schweinegrippe ging es darum, das Risiko einer Infektion einzudämmen. Aus Angst entstand Aktionismus, und es wurden Millionen von Impfdosen produziert, die letztlich niemand brauchte. In diesem Fall kann man sehr schön sehen, wie aus der Fokussierung der Medienberichterstattung ein Problembewusstsein und sodann ein Handlungsdruck für die Politik entstand, der aber letztlich zu einer Fehlinvestition führte. Der mediengemachte Handlungsdruck ist eben manchmal vernünftig und ziel führend, manchmal aber auch überzogen.

Im Falle der Germanwings-Katastrophe hat sich Deutschland tagelang in einem Schockzustand befunden. Vor Kurzem stürzte in Indonesien ein Flugzeug mit über 100 Menschen an Bord in ein Wohngebiet. Das hat uns aber relativ kaltgelassen. Gibt es eine Wahrnehmungsökonomie, nach der wir die Relevanz von Katastrophen für uns sortieren?

Bis zu einem gewissen Grad schon. Eine grundlegende Wahrnehmungsregel betrifft den Grad der Betroffenheit. Bei der Germanwings-Katastrophe können wir uns als Deutsche eher vorstellen, in diesem Flieger gesessen zu haben als in der indonesischen Maschine. Auch die Absturzstelle in den Alpen ist für jeden, der regelmäßig nach Mallorca fliegt, ein Begriff. Indonesien erscheint hingegen fern. Die erste Regel zur Katastrophenverarbeitung lautet: Es wird eher vernachlässigt, was weiter weg ist – man lässt das an sich heran, was einen selbst betreffen könnte.

Gibt es weitere Faktoren, die die Selektion bei der Krisenwahrnehmung beeinflussen?

Ja, z. B. das Gefühlsmanagement aufseiten der Zuschauer. Wenn mir Medienberichte helfen, meine Gefühle in Krisensituationen zu kontrollieren oder traumatische Erfahrungen zu verarbeiten, nehmen wir diese gerne in Anspruch. Das ist die zweite Regel der Wahrnehmungsökonomie bei Katastrophenberichten. Im Falle des Germanwings-Absturzes ging es vor allem um Trauerarbeit. Den Verlust von so vielen Menschen auf einen Schlag muss man erst einmal verkraften. Dies gilt für die Angehörigen der Opfer, aber auch für diejenigen, die an der Trauerarbeit symbolisch partizipieren. Wenn ich durch Empathie an der Trauer von Menschen mit Verlusterfahrung teilhabe, dann erschüttert es mich zweifellos. Aber zugleich erfahre ich im geteilten Leid auch eine Tröstung, die zu erinnern mir bei unausweichlich eigenen Verlusterfahrungen helfen kann.

Es ist nicht sehr sympathisch, aber es ist die erste spontane Frage, die wir uns nach einer Katastrophenmeldung stellen: Kann mir das auch passieren und wie wahrscheinlich ist es?

Das ist richtig, allerdings nicht nur in dem Sinne, dass ich es mir in der Phantasie für mich selbst als möglich oder gar wahrscheinlich vorstelle. Vielmehr geht es darum, ob ich meine, durch Handeln diese Gefahr beseitigen zu können. Ich kann ja tatsächlich entscheiden, ob ich überhaupt fliege, welche Fluggesellschaft ich wähle etc. Es wird häufig unterschätzt, dass die Möglichkeit, praktisch mit der Bedrohung umzugehen, ganz wesentlich die Art des Umgangs mit Katastrophenmeldungen determiniert. Das umfasst mehr als ein Kalkül der Auftretenswahrscheinlichkeit im eigenen Umfeld. Die dritte ökonomische Regel der Katastrophenverarbeitung ist daher: Wenn ich nichts tun kann, dann bleibt mir nur die Verdrängung oder Selbstbeschwichtigung! Bei der Ebolaepidemie im letzten Jahr in Afrika war das Echo angesichts der doch sehr alarmierenden Berichte erstaunlich verhalten. Afrika ist nicht allzu weit weg und moderne Verkehrstechniken und Flüchtlingsströme sorgen für einen regen Austausch von Personen. Ich erkläre die Zurückhaltung bei der Berichterstattung damit, dass viele Menschen in Mitteleuropa keine Möglichkeit sahen, hier einzugreifen. Nur wenige deutsche Ärzte setzten sich der Gefahr aus und haben sich im Krisengebiet engagiert. Man hat an der Bewunderung für diese Menschen erkannt, dass die Tendenz der meisten anderen dahin ging, sich zu verstecken. Dieses Virus erschien einfach zu „unheimlich“. Viele konnten sich nicht vorstellen, wie man ihm durch rationales Handeln beikommen kann.

Bei den Anschlägen vom 11. September 2001 in New York hatten wir, ähnlich wie bei der Germanwings-Katastrophe 2015, viele Sondersendungen, die meist allerdings ohne jede neue Information waren. Gehört zur Krisenbewältigung nicht auch ein bestimmtes Maß an Information und journalistischen Fakten?

Man könnte auch den Golfkrieg 1991 anführen, bei dem erstmals das Frühstückfernsehen eingeführt und rund um die Uhr live über ein Kriegsgeschehen berichtet wurde. Da war nicht alles gesättigt mit journalistisch hochwertiger Information, sondern es herrschte viel Leerlauf. Und trotzdem ist es exzessiv betrieben worden und die Einschaltquoten sind in die Höhe gegangen. Warum? Offenbar hilft es auch dann, wenn wir bereits die wesentlichen Neuigkeiten erfahren haben, sich zu vergewissern, dass wir weiter gemeinsam rezipieren. Wir bilden als Fernsehzuschauer quasi eine Leidens- und Notgemeinschaft, die uns das Gefühl vermittelt,

einer großen Bedrohung nicht allein und schutzlos ausgeliefert zu sein. Genau das ist eine Information, die uns hilft, die Fakten der Krise zur Kenntnis zu nehmen. Als „emotionale Information“ hilft sie außerdem, unsere Gefühle mit der Situation zu arrangieren. Zuweilen rücken die Fakteninformationen gegenüber der emotionalen Informierung in den Hintergrund. Die Fakten können aber auch selbst zum Vehikel emotionaler Informierung werden.

Können Sie das näher erläutern? Wie funktioniert das Zusammenspiel von Fakteninformation und Emotion genau?

Nehmen wir das aktuelle Beispiel der Griechenland-Krise, bei der die „journalistische Information“ und die „emotionale Information“ interagieren. Hätte man hier nicht eine mediale Gemeinschaft rund um Sondersendungen und Internetforen gebildet, wäre das Griechenland-Bashing in Deutschland vielleicht nicht so aus dem Ruder gelaufen, die Angst vor den Folgen der Euro-Krise dafür umso mehr. Eine wachsende Schar von Nachrichten-Jägern folgte gebannt jeder Ankündigung erneuerter und verschobener Deadlines im Krisenkarussell. Man darf das nicht voreilig pathologisieren, auch wenn bei manchen Griechenland-Junkies das Alltagsleben empfindlich gestört wurde (ich weiß, wovon ich spreche). Scheinbar leerlaufende Informationsexzesse können durchaus einer versteckten Rationalität folgen, trotz aller Redundanzen und Wiederholungen. Das gilt auch für die Akteure in Brüssel, die sich in einer langen Kette von Eurogruppen-Sitzungen und Gipfeltreffen in immer gleichen Ritualen fehlender Verständigung und Vertagung ergingen. Wenn ich einer starken Bedrohung ausgesetzt bin und nicht sofort weiß, wie ich sie lösen kann, ist es sinnvoll, zusammenzurücken, abzuwarten und Informationen zu sammeln – wenn nötig, eben Tag und Nacht. Dies hindert uns zunächst daran, die Krise zu ignorieren, und es hilft, ein nachträgliches böses Erwachen zu vermeiden. Überdies vermögen es detaillierte Fakteninformationen, komplexes Denken zu begünstigen und unbedachtes Handeln zu erschweren.

Gibt es auch Momente der Überforderung, was die Menge und Intensität der Katastrophenmeldungen angeht? Wann fangen wir an, diese zu vermeiden?

Im Grunde ganz schnell. Die Frage ist nur, auf welchem Weg dies geschieht: Vermeidung der Angst oder Vermeidung der Bedrohung, die die Angst auslöst. In Medienwirkungsuntersuchungen haben wir festgestellt, dass nach dem Anschauen von Gewaltbildern in Nachrichten oder Horrorfilmen die Menschen versuchen, ihre Empathie einzuschränken. Der Grund ist: Opferdarstel-

lungen verursachen bei den Beobachtern Einfühlungsstress; die Not des anderen wird am eigenen Körper miterlebt – und darauf reagieren wir zunächst einmal mit Aversion. Wie dann der Einfühlungsstress weiter verarbeitet wird, hängt davon ab, ob ich einen Weg sehe, durch praktisches Handeln Abhilfe zu schaffen – z. B. durch eine Geldspende für Bürgerkriegsflüchtlinge –, oder ob ich mich darauf beschränke, meine unkomfortable Gefühlslage zu korrigieren, indem ich den sinnlichen Kontakt mit den Opfern meide. Zur kategorischen Ablehnung von Kriegs- und Krisenberichten kann es kommen, wenn die Handlungspotenziale der Rezipienten überstrapaziert werden und ein Gefühl der Ohnmacht entsteht. Dies tritt ein, wenn Opferbilder Zuschauer in ihrem moralischen Engagement überfordern, etwa angesichts des misanthropischen Eindrucks, den extreme Gräueltaten hinterlassen. Es gibt aber auch individuelle Dispositionen, die es Menschen verunmöglichen, sich mit starken Angststimuli zu konfrontieren, weil diese sie in einen unkontrollierbaren Erregungszustand versetzen.

Erinnern wir uns an den Bürgerkrieg in Ruanda, einen der brutalsten Konflikte nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Krieg wurde sowohl medial als auch von der Bevölkerung relativ wenig wahrgenommen.

Es gibt verschiedene Gründe, um sich mit einem Disaster intensiv oder weniger intensiv zu beschäftigen. Im Fall von Ruanda könnte Unverständnis für die Zusammenhänge eine Rolle gespielt haben. Wir wissen einfach nicht viel über dieses Land im Herzen Afrikas. Was ich nicht verstehe, kann ich auch nicht kontrollieren wollen. Allerdings kann das maximal „Unbekannte“ und „Unverständliche“ auch und gerade zur Quelle starker Bedrohungsgefühle werden. Wenn ich z. B. die Grausamkeiten des IS sehe – Kopfabschneiden, Selbstmordattentate, scheinbar wahllose Massenerschießungen –, dann stellt das jede Prognose zivilisierten Handelns auf den Kopf. Das ist etwas, was das Urvertrauen von Menschen zueinander zerstört. Es ist ein Angriff auf die Zivilisation schlechthin, sodass wir sprachlos sind und im Schock zu erstarren drohen. Die Bedrohung durch den IS hat eine ganz andere Qualität als die Bedrohung durch den Konflikt zwischen der Ukraine und Russland, von der man zumindest im Grundsatz glaubt, durch Waffenstillstandsabkommen und Verhandlungen – manche meinen auch durch militärische Muskelspiele der NATO – eine Befriedung herbeiführen zu können. Eine solche Perspektive bietet sich im Kampf mit dem IS nicht. Andererseits lässt sich die Gefahr in diesem Fall weder ignorieren noch verdrängen. Heraus kommt in Europa eine mittlere Berichtsintensität mit vielen inhaltlichen Unsicherheiten. Wir nennen das den Kaninchen-vor-der-Schlange-Effekt!

Weil der Konflikt mit dem IS überhaupt nicht prognostizierbar oder begreifbar ist, weil man gar nicht weiß, worum es genau geht?

Menschen haben seit jeher Kriege geführt. Aber es gab in der Geschichte auch immer eine Tendenz, den Krieg zu „zivilisieren“. Man hat das Völkerrecht geschaffen, man hat versucht, Regeln aufzustellen, sodass man nach kriegerischen Auseinandersetzungen zu einem Friedensschluss kommen konnte. Ohne den Westfälischen Frieden etwa wäre die europäische Zivilisation im Dreißigjährigen Krieg wohl untergegangen. Daher erfand man Prinzipien wie die Nichteinmischung in die Souveränität von Staaten und den humanen Umgang mit Kriegsgefangenen und gegnerischen Offizieren. Schließlich muss man im Krieg an die Zeit nach dem Krieg denken, in der man mit „dem Feind“ zu einem Abkommen gelangen und später auch wieder auskommen muss. Mit diesem minimalen zivilisatorischen Konsens bricht der IS mehrfach: durch Willkür und Zügellosigkeit der Gewalt, Unbedingtheit des Vernichtungswillens, Verzicht auf eine Überlebensperspektive seiner Kämpfer wie auch durch die Zerstörung von Denkmälern früherer Kulturen – gerade so, als ob man dadurch Geschichte auslöschen könnte.

Jeden Tag IS wäre sicherlich deprimierend. Es gibt Kritiker, die bemängeln, dass es zu wenige positive Nachrichten gibt.

Nur noch positive Nachrichten wären genauso furchtbar wie der umgekehrte Fall: nur negative Nachrichten. Wenn durch überlebensrelevante Auslese in der Evolution eine besondere Aufmerksamkeit für negative Nachrichten entstanden ist, heißt das nicht, dass die Menschen an diesen negativen Nachrichten kleben. Nein, sie schauen sich die Katastrophenmeldungen an, immer in der Hoffnung auf Rettung und auf das Happy End. Diese Dramaturgie wird auch in der Unterhaltung reproduziert. Da haben wir am Anfang das Verbrechen oder die Katastrophe und den Helden, der dann am Ende alles wieder in Ordnung bringt. Und natürlich ist es auch in den Nachrichten so. Wir dürfen weder die negativen noch die positiven Nachrichten ausschalten wollen. Würden wir die negativen Nachrichten ausschalten, hätten wir keine Möglichkeit mehr, uns mit den bedrohlichen und problematischen Aspekten der Welt auseinanderzusetzen. Wir würden jede Form eines realistischen Umgangs mit Gefahrensituationen verlieren. Wenn wir aber nur noch negative Informationen in den Medien darstellen, würde daraus umgekehrt ein Weltbild resultieren, das uns in den Nihilismus oder in die absolute Depression triebe. Es würde ebenfalls nicht helfen, die Realitäten und die Herausforderungen des realen Lebens zu bewältigen. Wir brauchen beides, am besten auch noch in einer dramaturgischen Verzahnung. Wir erwarten bei der Katastrophennachricht auch eine positive Meldung: entweder

08.2002

Sintflutartige Regenfälle führen in Deutschland und Teilen Osteuropas zu einer Hochwasserkatastrophe. Städte und Dörfer werden zerstört, es entstehen Schäden in Milliardenhöhe. Besonders schwer betroffen ist das Bundesland Sachsen. Es sterben 22 Menschen, Zehntausende verlieren ihr Hab und Gut.

26.12.2004

Nach einem Erdbeben im Indischen Ozean erreicht ein Tsunami die asiatischen Küstenregionen. Mehr als 230.000 Menschen kommen ums Leben.

dass bestimmte Menschen, die man erst in Gefahr gesehen hat, doch gerettet wurden, oder dass Konsequenzen gezogen werden, die eine Wiederholung der Katastrophe verhindern sollen. Denken wir an die Tsunami-Katastrophe vor ein paar Jahren. Die positive Nachricht war, dass das Frühwarnsystem optimiert wurde.

Heute sind wir bei vielen Krisen in Echtzeit dabei. Zur Zeit des Vietnamkrieges gelangten nur einzelne Fotos und Filmberichte in die Öffentlichkeit. Dennoch sind uns manche Bilder noch immer präsent. Vermindern die Beschleunigung und Vermehrung der Krisenberichte ihre Wirksamkeit?

Die Echtzeitberichterstattung über Krisen und Katastrophen rund um den Globus ist heute enorm. Man benötigt dadurch ganz andere Verarbeitungskapazitäten, als das in den 1960er- und 1970er-Jahren während des Vietnamkrieges der Fall gewesen ist. Allerdings war der Vietnamkrieg insofern der erste „Medienkrieg“, als hier erstmals die Berichterstattungen der Grausamkeiten und all der Toten in die Wohnzimmer Amerikas und auch Europas gekommen sind. Dies hat in der westlichen Welt eine enorme moralische Empörungswelle verursacht. Es ist offenbar nicht so, dass durch die Vervielfachung der Berichterstattung über Katastrophen und Kriege die Betroffenheit ebenso multipliziert wird. Ein begünstigender Punkt für die internationale Protestbewegung gegen den Vietnamkrieg war, dass es damals kaum andere große Krisenherde gab. Wir haben heute mehr Konflikte als in den 1960er- oder 1970er-Jahren – und dadurch ergeben sich Kapazitätsprobleme bei der Verarbeitung all dieser Ereignisse. Im Vietnamkrieg haben schon einzelne Fotos ausgereicht, um Massendemonstrationen auszulösen und ein emotionales und moralisches Engagement über Jahre hinweg zu motivieren. Das ist heute schwerer, weil wir so viel mehr Katastrophenbilder haben. Auf der anderen Seite werden die bereits angesprochenen extremen Grausamkeiten des IS, die abgeschnittenen Köpfe etc., ihren Flashbulb-Charakter behalten, sodass wir uns an diese Bilder auch noch in zehn Jahren erinnern werden. Nicht alles geht also in der Masse der Katastrophenberichte unter, die nuancierten Aspekte werden freilich leichter übersehen.

Ist also das Problem der Krisenverarbeitung hauptsächlich quantitativer Natur?

Es gibt Kapazitätsgrenzen bei den Zuschauern, die zur Abwehr oder zur Verminderung der Verarbeitungstiefe in Bezug auf Krisensituationen führen. Es wäre aber falsch, das Verarbeitungsproblem auf Quantitäten zu reduzieren. Eine qualitative Herausforderung ist z. B. darin zu sehen, dass die Unterschiede zwischen „Gut“ und „Böse“ in vielen Konflikten verschwimmen, wenn Gewalt und Folter eben nicht nur vom IS praktiziert

werden, sondern von beiden Seiten im Ukraine-Konflikt, ganz zu schweigen von den Praktiken der US-Amerikaner in den Gefängnissen von Guantanamo und Abu Ghuraib. Das größte Problem der Kriegs- und Krisenkommunikation ist weder die pure Menge der Krisenherde noch die mögliche emotionale Überlastung all der Zaungäste vor den Bildschirmen, die ihren Einfühlungsstress angesichts von Kriegsopfern und Flüchtlingsbewegungen in aller Welt kontrollieren wollen. Viel bedeutsamer scheint mir die Frage nach einer rational und ethisch verantwortbaren Art der Krisenverarbeitung zu sein, die zum lösungsorientierten Umgang mit Konflikten und Katastrophen anleitet und dabei weder überfordernd noch ignorierend oder gewaltzynisch werden darf.

Wie sieht Ihr Resümee zu den Kriegs- und Katastrophenberichten aus? Fluch oder Segen für die Gesellschaft?

Beides trifft zu, es gibt in jedem Konflikt eine Einlassung von Medien, die konfliktverschärfend wirkt, aber auch eine, die moderierend ist. Im Hinblick auf die neuen Medien und die Modernisierung der Kommunikation insgesamt würde ich sagen, dass es schwerer geworden ist, besonders krude Formen der Manipulation durchzusetzen. Insofern glaube ich, dass mithilfe der Medien unterm Strich die Chancen für reflektierte Lösungen von Konflikten eher gestiegen sind, die eben nicht durch den Tunnelblick eines Kombattanten verengt werden. Im globalen Maßstab bin ich eher medienoptimistisch und denke, dass es bei aller Instrumentalisierung und bei aller propagandistischen Verfälschung immer wieder internationale Medien gibt, die das aufdecken und relativieren. Elektronische Medien sind viel beweglicher, und das Internet hat ohnehin damit Schluss gemacht, irgendwelche Grenzen von Kommunikation zuzulassen. Allerdings hat das Internet auch eine Kehrseite. Es begünstigt die schnelle Mobilisierung von Massenbewegungen, weniger den Aufbau demokratischer Institutionen, wie das Beispiel des Arabischen Frühlings belegt. Auch in der Ukraine-Krise hat es das Internet erleichtert, den Autokraten Janukowytsch zu stürzen. Viel schwieriger ist es hingegen, im Internet einen rationalen Diskurs zu organisieren, der nachhaltige politische Lösungen ermöglicht. Shitstorms und das Erstarken populistischer Bewegungen scheinen der Preis zu sein, den wir für die „schöne neue Medienwelt“ bezahlen.

Das Interview führte Prof. Joachim von Gottberg.